Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Rubrik: Dramatische Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Uebertreibung der impressionistischen Ansprüche geht. Die Frage, wo die „höhere" Wahrheit liegt, ist mit dem trivialen Witz vom Schneider nicht abgetan, wobei freilich zuzugeben ist, daß es die Trivialitäten des Realismus gewesen, die den Impressionismus geweckt haben mögen. Item: „Auf das Maß kommt alles an," überall, nicht nur bei den Hellenen, deren Meisterschaft ja bekanntlich wenn in ein Wort so in dieses zu fassen ist.

Dr. Eugen Ziegler, Lenzburg.

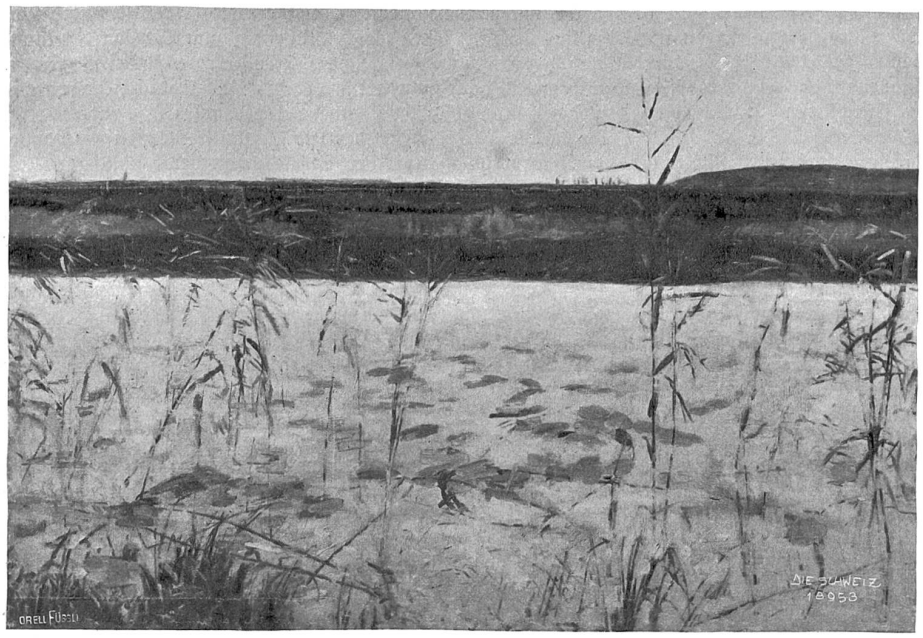
Dramatische Rundschau I.

(Schluß).

Wenn von besagten Dingen der Vollständigkeit halber Notiz genommen wurde, obwohl sie ohne künstlerische Bedeutung sind, so wird es zur unumgänglichen Pflicht, sich eingehender mit einem Drama zu befassen, das trotz allen Fragen und Bedenken, die es hervorruft, das Werk eines Dichters und feingebildeten Künstlers ist. Es ist die Tragödie „Odysseus und Nausikaa" von Robert Faesi, die schon vor zwei Jahren im Buchhandel erschienen ist, aber erst jetzt ihre Uraufführung erlebte. Was Faesi dem Homer entnommen hat, ist nur die Begegnung des Odysseus mit Nausikaa am Strande und seine Aufnahme im Hause des Alkinoos. Alles andere könnte sich ebensogut anderswo, unter anders genannten Menschen abspielen. Aber wie der Vorgang bei Homer erzählt wird, dieses Bild reiner Schönheit haftet unverwischbar in unsern Gedanken, und mit diesem gewichtigen Eindruck hat die Tragödie von Anfang bis zum Schluß zu kämpfen. Das ist nun einmal nicht anders. Man mag tausendmal dem Dichter das Recht einräumen, alte Stoffe nach seinem Belieben zu gestalten, Probleme und neue Motive in sie hineinzulegen, wir kehren in Gedanken immer wieder zur Urdichtung zurück. Man denke dabei nur an Ernsts „Brunhild" oder, geht man mehrere Stufen tiefer, an Hardts „Gudrun"; ob jene nun „neuklassisch" und diese „neuromantisch" sei, ist dabei gleichgiltig. Die Ummodelung der Charaktere wird uns immer als etwas Gesuchtes und Fremdartiges erscheinen. Faesi umgibt seine Nausikaa im Anfang mit einem mystischen Schleier. Eine geheimnisvolle Sehnsucht nach dem Meer erfüllt sie gleich Ellida Wangel, sie spricht zu ihm, sie lauscht ihm, sie lockt Nixen und Tritonen herauf, und wie ein den Fluten entsteigender Meergott, von ihrer Sehnsucht mächtig angezogen, erscheint ihr Odysseus. Das ist ein durchaus nordischer Zug in ihrem Wesen, und da die beiden nun staunend einander gegenüberstehen, wer dächte da nicht an Senta und den Holländer? Odysseus wiederum ist nicht der edle Dulder, der all die Jahre des Elends hindurch nur eine Sehnsucht im Herzen trägt, die nach der Heimat, sondern ein leidenschaftlicher Held, der mit gewaltiger Tatkraft das Volk der Phäaken aus dem Schlummer emporreißt. Aber er ist doch wieder nicht Held genug, Herr seiner selbst zu bleiben, er läßt sich von Stimmungen, vom Augenblicke tragen. Da das Volk sich wider ihn empört und Nausikaa sich schützend vor ihn stellt, fordert er sie in aufwallendem Glücksgefühl zum Weibe, und vergessen ist Ithaka, vergessen Penelope und Telemachos. In der nun folgenden Liebesszene gipfelt das Drama. Eine wundervolle Melodie schwingt in diesem feierlich inbrünstigen Wechselgesang, Nausikaa ist hier ganz Hingabe, ganz Gefühl, und kein geheimnisvoller Zug tritt in diesem Augenblick zwischen sie und uns. In der Selbsttäuschung, in dem Wahn des Ruhelosen, endlich Frieden gefunden zu haben, und in der Gewißheit, daß dieses Glück zerbrechen muß, liegt entschieden Tragik. Aber wenn hier eine gewisse Sympathie für den Helden entstehen könnte, so geht sie im letzten Akt völlig verloren. Denn als der alte Mentes aus Ithaka Odysseus von der Heimat erzählt, da gibt es für diesen plötzlich keine Phäaken und keine Nausikaa mehr, er ergreift die Flucht und scheut selbst den Mord nicht, um sich freie Bahn zu schaffen; trotz dem an und für sich dramatisch bewegten Akt ist die tragische Wirkung dahin. Sieht man von einigen epischen Breiten, wie die Erzählung vom Besuch in der Unterwelt, ab, die gewaltsam zur Füllung der Szene herbeigerufen scheinen, so ist der Aufbau des Dramas vortrefflich, die Steigerung ist gut vorbereitet und kräftig durchgeführt, die Volksszenen von packender Lebendigkeit. Die Bedeutung des Werkes liegt aber vor allem in seiner Sprache, die in künstlerisch reiner Form den zartesten Empfindungen und der höchsten Leidenschaft Ausdruck zu geben vermag.

Das außerordentliche Wohlwollen, das die Zürcher Theaterdirektion für die zürcherische dramatische Produktion in den letzten Jahren an den Tag legt, verschaffte uns nochmals die Gelegenheit einer Uraufführung, nämlich die von Adolf Vögtlins „Hans Waldmann". Da darüber von anderer Seite, die sich im besondern mit dem schweizerischen Volksdrama befaßt, berichtet wird, verzichte ich meinerseits auf eine Besprechung.

In der Oper bildeten nach wie vor die „Parsifal"-Aufführungen den Höhepunkt der künstlerischen Tätigkeit. Von Anfang an war es der Wille der Theaterleitung, das Werk aus dem allgemeinen Spielplan herauszuheben, indem es zu passender Zeit in einer Folge von Vorstellungen, denen durchaus der Charakter eines weihevollen Festspiels gewahrt wurde, dem Publikum vorgeführt werden sollte. So erschien es denn nach einer Pause von drei Monaten um die Weihnachts- und Neujahrszeit wieder auf der Bühne und übte auch diesmal seine erhabene Wirkung aus. Die „Parsifal"-Aufführungen werden für immer eines der



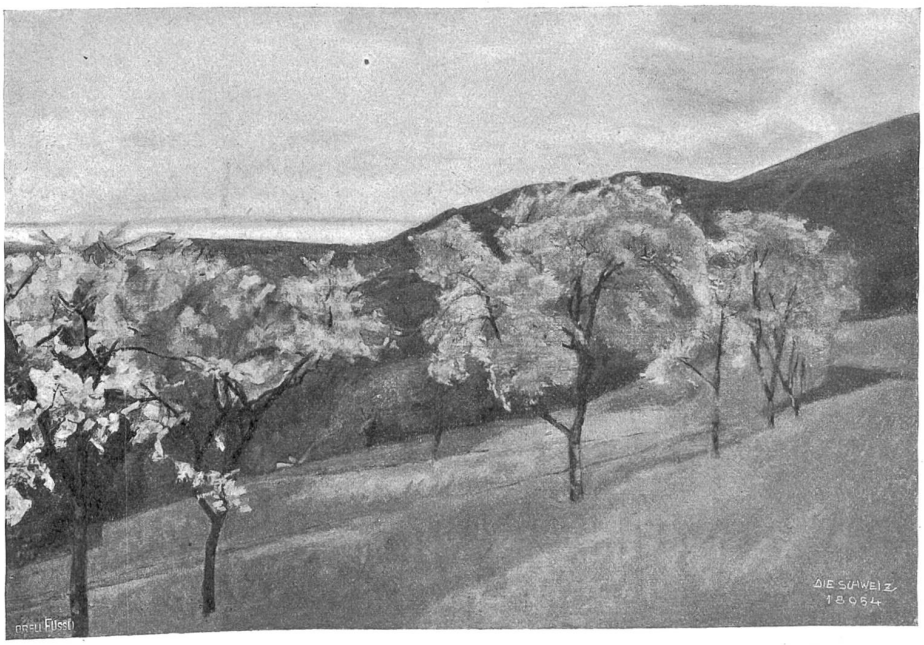
Gustave Jeanneret, Neuenburg. **Seerosen** (1892).

Gustave Jeanneret, Neuenburg.

Beïra (1884).

Phot. Hermann Linck, Winterthur.

glänzendsten Kapitel in der zürcherischen Theatergeschichte bilden. Als weiteres bemerkenswertes Ereignis ist die Aufführung von Verdis „Falstaff“ zu nennen, den man zu des Meisters hundertstem Geburtstag einstudiert hatte. Der gute Erfolg war nicht zum wenigsten der trefflichen Wiedergabe der Titelrolle (Hr. Janesch) zuzuschreiben. Eine Neubelebung des alten Singspiels, wie es im achtzehnten Jahrhundert besonders durch Johann Adam Hiller Bedeutung erhielt, strebt der Schweizer Komponist Erich Fischer in seinem Werk „Das heilige Käpplein“ an. Das harmlose Spiel wurde mit freundlichem Beifall aufgenommen, konnte sich aber nicht lange auf dem Spielplan halten. Ein Gastspiel der Elisabeth Duncan-Schule brachte Glucks „Echo und Narziß“, wobei die Duncanschule oben auf der Bühne tanzte und die Sänger unten im Orchester ihren Part sangen, was einen höchst merkwürdigen Eindruck gemacht haben soll. Der übrige Opernspielplan bewegte sich im Herkömmlichen. Eine stattliche Zahl neuer Operetten warb mit mehr oder weniger Glück um die Gunst des Publikums; musikalischer Wert soll nach fachmännischem Urteil nur der zuletzt gegebenen, „Polenblut“, von Nedbal, zukommen.



Gustave Jeanneret, Neuenburg. **Blühende Kirschbäume.**

Ueber schauspielerische und gesangliche Leistungen eingehend zu berichten, ist hier nicht der Ort; es genüge deshalb, über zwei bedeutungsvolle Gastspiele einiges wenige zu sagen. Die Berliner Tragödin Tilla Durieux spielte in Hebbels „Judith“ die Titelrolle mit tiefster Verinnerlichung und hinreißender Leidenschaft, bezauberte als Eliza in Shaws „Pygmalion“ durch einen entzückenden Lustspielton und köstlichen Humor und bewies als Hedda Gabler und Magda in Sudermanns „Heimat“, daß man auch auf künstlerischer Höhe die Mittelchen verblüffender Schauspielerei nicht verschmäht. Von ungewöhnlichem Erfolg begleitet war das Gastspiel der amerikanischen Sängerin May Peterson, die unter dem Jubel eines begeisterten Publikums die Violetta (La Traviata) und Mimi (La Bohème) sang.

Es sei noch erwähnt, daß gegen Ende des alten Jahres der Dramatische Verein Zürich einen zürcherischen Dialektschwank „De Wittlig Benz“ von Josef Wiß-Stäheli in flotter Aufführung auf die Pfauenbühne brachte. Das Stückchen hat echt zürcherisches Kolorit und wirkt sehr belustigend.

Wirft man einen Blick auf das Repertoire des St. Galler Stadttheaters, so zeigt sich auch hier ein starkes Ueberwiegen der Operette. Bei der angespannten Tätigkeit, die sich aus dem wechselreichen Spielplan erraten läßt, fand die Bühne doch Zeit, sich mit neuen oder bedeutenden Aufgaben zu befassen. In der Oper kamen u. a. „Tannhäuser“, „Fidelio“, „Josef in Aegypten“ zur Aufführung, das Schauspiel gab Hebbels „Agnes Bernauer“ und „Herodes und Mariamne“, Ibsens „Wildente“, ferner von neueren Sachen Wedekinds „Musik“, Birinskis „Narrentanz“, Nathansens „Hinter Mauern“ und Beyerleins „Wunder des heiligen Terenz“, ein Lustspiel aus dem Mittelalter, das mit seiner derben und oft grotesken Handlung und Charakteristik an deutsche mittelalterliche Schwänke anklingt. Vielleicht war diese Eigenschaft gerade das, was befremdete und Presse und Publikum dem Werk gegenüber kühl bleiben ließ. Aber es ist doch bemerkenswert, daß ein Stück auf die Bühne kam, das nicht zum Allerweltsfutter der Theater gehört. Daraus wie überhaupt aus der stattlichen Zahl der zur Aufführung gelangten Novitäten kann auch der Fernstehende schließen, daß im St. Galler Musentempel ein frischer und energischer Geist regiert.

Emil Sautter, Zürich.

Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik.

Es wird unstreitig ein Ruhmestitel schweizerischer Germanistik bleiben, zuerst von der rein theoretischen Wertschätzung der „Volksmundarten“ übergegangen zu sein zu deren wissenschaftlicher Untersuchung. Freilich, die Verhältnisse lagen — und liegen — wohl nur an wenigen Punkten des deutschen Sprachgebiets so günstig wie in der Schweiz; denn bis auf den heutigen Tag haben hier diese „Volksmundarten“ im Privatleben bei Hoch und Niedrig, Arm und Reich unbeschränkte Geltung. Unsere demokratischen Verhältnisse haben bewirkt, daß ihnen noch kein Schein jener Verachtung entgegengebracht wird, mit der Nord- und Mitteldeutsche so gern auf sie herabblicken. Seit Winteler mit der Bearbeitung eines Glarner Dialektes den Anstoß gegeben, haben die Mundartstudien nicht mehr geruht. Welche Liebe der Sache zugewendet wird, beweisen, neben der stattlichen Reihe von Dissertationen, die zahlreichen Bände des Schweizerischen Idiotikons, dieser unerschöpflichen Quelle deutschschweizerischer Sprache und Sitte, die, stets rüstig vorwärtseilend, wie an Zahl der Seiten auch an Gehalt und Gründlichkeit stetig zunehmen.

Dem Leitenden Ausschuß unseres Wörterbuches verdanken wir eine Neubelebung unserer Dialektforschung: angeregt durch den Chefredaktor, den als Ordinarius für deutsche Sprachwissenschaft an der Zürcher Universität wirkenden Prof. Albert Bachmann, faßte die genannte Körperschaft vor mehreren Jahren den fruchtbaren Beschluß, zur Ergänzung der doch wesentlich wortgeschichtlichen Materialien des Idiotikons und als Vorarbeiten für eine Grammatik des gesamten Schweizerdeutschen systematische Neuaufnahmen anzubahnen, und sie